

Daniel Gossel: Medien und Politik in Deutschland und den USA. Kontrolle, Konflikt und Kooperation vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert (Transatlantische Historische Studien Bd. 35) Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010, 449 S.

Rezensiert von
Rudolf Stöber, Bamberg

Es gilt eine Untersuchung anzuzeigen, die einen instruktiven Vergleich der Kommunikationspolitik in den USA und in Deutschland unternimmt. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich vom 18. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Während für Deutschland die Grenzziehung mit dem Ende der Weimarer Republik erfolgt, ist sie für die USA weniger präzise.

Der Autor untersucht die Entwicklung der Mediensysteme, des Medienrechts und der presse- und kommunikationspolitischen Institutionen über mehr als zwei Jahrhunderte hinweg. Seine Fragestellungen (vgl. S. 14f.) sind deskriptiver und analytischer Natur. In diachroner Perspektive will er „das Spannungsverhältnis zwischen Medien und Politik in beiden Gesellschaften auf der Makroebene“ darstellen. Das der Vergleich auf die Herausarbeitung von „Gemeinsamkeiten, vor allem aber auch Unterschieden“ hinausläuft, versteht sich von selbst. Eine zweite Erkenntnisperspektive gewinnt der Autor anhand zweier paralleler Einzelfallstudien zu den Medienmagnaten Alfred Hugenberg (1865–1951) und William Randolph

Hearst (1863–1951). Beide lebten – nicht nur von den biographischen Eckdaten her besehen – erstaunlich parallele Leben, der Autor bezeichnet sie beide zu Recht als letztlich politisch Gescheiterte.

Der Autor hat in seine Untersuchung Studien in mehr als einem Dutzend US-amerikanischen und deutschen Archiven und Bibliotheken einfließen lassen, u. a. in der Library of Congress, der Franklin D. Roosevelt Library, verschiedenen Dependancen des Bundesarchivs, dem Geheimen Staatsarchiv Dahlem und anderen mehr. Daneben zieht er veröffentlichte Quellen in großer Zahl und mit Gründlichkeit heran; vor allem aber wertet er die verfügbare Literatur breit aus. Sein Überblick über Forschungslage und Literatur kennzeichnet ihn – zumindest in der Regel – als sehr beschlagenen Historiker. Der eine oder andere Missgriff, z. B. rekurriert er viel breiter als heute noch zulässig auf weitgehend überholte ältere Pressegeschichten wie die von Margot Lindemann. Dass dabei das eine oder andere nicht Unwichtige fehlt, z. B. Dulinskis „Sensationsjournalismus“ oder Darstellungen zu „Provinzial-Correspondenz“ oder „Berliner Lokal-Anzeiger“, mag vorkommen.

Die Arbeit ist in vier Hauptabschnitte unterteilt. In der Einleitung entwickelt er Fragestellung, setzt sich mit begrifflichen Fragen und einschlägigen, auch kommunikationswissenschaftlichen Theorien auseinander, beschreibt Aufbau und Methode sowie Forschungsstand und Quellenlage. Im zweiten Hauptkapitel schildert er die Entwicklungen bis zum Ersten Weltkrieg, das dritte widmet sich den wenigen Jahren danach. In beiden Abschnitten werden mehr oder weniger alternierend die Entwicklungen in den USA und Deutschland

dargestellt. Es geht um das Verhältnis von staatlicher Pressepolitik und Pressefreiheit, um explizite Zensur und implizite propagandistische Steuerung, um den Stellenwert der Presse für Parteien und politische Kultur, um die großen Trends der Kommerzialisierung und Vertrustung der Medien und der Entstehung neuer Journalismen. Er zeichnet die ökonomischen und technischen Bedingtheiten der Entgrenzung der Massenpresse nach.

Im dritten Abschnitt gilt das besondere Augenmerk den wechselseitigen Beeinflussungen von und durch „repressive Zensur“ einerseits und aktive Kommunikationssteuerung andererseits. Dabei deutet Gossel die US-Propaganda als eher gelungen, die in Deutschland als im Großen und Ganzen gescheitert. Ich weiß nicht, ob ich ihm da folgen kann. Vom Ausgang des Krieges her gedacht, Vertrauensverlust und Revolution erzeugend, folgt auch Gossel dem alten Topos der propagandistisch unbedarften deutschen Militär- und Ziviladministration, der die ungleich effizientere alliierte gegenüberstehe. Eigentlich stellt sich doch eher die Frage, wie es gelang, die Heimatfront trotz Entbehrungen, besonders krass im Hungerwinter, so lange bei der Stange zu halten. Das hängt m. E. auch damit zusammen, dass die Forschung, und ihr folgt der Autor weitgehend, keinen Gedanken an die im Ersten Weltkrieg (auch schon partiell davor, wie später wieder in der NS-Zeit) recht wichtige, aber nur Spurenelemente in den Akten hinterlassende Beeinflussung auf der Ebene persönlicher Ansprache verschwendet – das Institut der ungemein wichtigen Vertrauensmänner. Für die USA hat Gossel die etwas anders gelagerte Ebene der persönlichen Verbindungen zwischen Journalisten und Politi-

kern im Blick, für Deutschland beschränkt sich letztere auf eine weitere Darstellung des „Systems Hammann“.

Das vierte Hauptkapitel vergleicht den Einfluss von Hearst und Hugenberg. Beide werden synchron, aber nacheinander statt verschränkt, abgehandelt, beginnend mit dem biographischen Hintergrund, über den Aufbau der publizistischen Machtstellung, bis zu den letztlich gescheiterten Versuchen, direkt Politik zu betreiben. Die Hauptkapitel II bis IV werden jeweils von „Schlussfolgerungen“ abgeschlossen. Dem Rezensenten wären Zusammenfassungen lieber gewesen, insbesondere wenn stattdessen ein großes, abschließendes Kapitel „Schlussfolgerungen“ das Resümee zur gesamten Untersuchung gezogen hätte.

Insgesamt lässt sich positiv resümieren: Die Arbeit ist sehr detailreich, passagenweise geradezu zahlenverliebt. Dennoch liest sie sich gut und ist als solide, komparatistische Studie empfehlenswert.

Barbara Lüthi: Invading bodies. Medizin und Immigration in den USA 1880–1920 (= Studien zur historischen Sozialwissenschaft, Bd. 33), Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009, 397 S.

Rezensiert von
Benedikt Brunner, Münster/Ochtrup

Im Zentrum der Baseler Dissertation von Barbara Lüthi, die 2009 in leicht überarbeiteter Fassung im Campus Verlag erschienen ist, steht das Verhältnis von Me-